

## Sichtbare/Unsichtbare Gegenwart (Polizei und Genie um 1800)

Wenn wir selbstverständlich glauben, dass es die ›Gegenwart‹ gibt, in der wir leben und über die wir sprechen, die wir mit der ›Vergangenheit‹ vergleichen und im Hinblick auf mögliche Entwicklungen der ›Zukunft‹ beobachten können, dann verdankt sich diese Selbstverständlichkeit nicht zuletzt einer sprachlichen Setzung, die erst im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts erfolgt ist: Das Substantiv ›Gegenwart‹ wird von einem räumlichen zu einem dominant zeitlichen Begriff.<sup>1</sup> Damit unmittelbar verbunden ist die gleichzeitige Entstehung der Abstrakta: ›die Vergangenheit‹ und ›die Zukunft‹.<sup>2</sup> Man konnte zwar bereits vorher über das ›jetzige Seculo‹, die ›itzigen Zeitläufte‹ oder auch die ›Jetztzeit‹ bzw. die ›gegenwärtige Zeit‹ reden, aber nicht über ›die Gegenwart‹ im Sinne eines sich permanent verändernden, synchronen sozialen Gesamtzusammenhangs, sei es eines Territoriums, einer Nation oder auch der Welt. Kennzeichen dieser Gegenwart als synchroner Zusammenhang aller »Zeichen unserer Zeit«<sup>3</sup> ist ihre konfliktuöse Transitorität. In seinem Text *Ueber den Geist unsres Zeitalters in Teutschland* (1790) formuliert der Philosoph Karl Leonhard Reinhold dies als Gegenwartsdiagnose:

Das auffallendste und eigenthümlichste Merkmal von dem Geiste unsres Zeitalters ist eine Erschütterung aller bisher bekannten Systeme, Theorien und Vorstellungsarten, von deren Umfang und Tiefe die Geschichte des menschlichen Geistes kein Beyspiel aufzuweisen hat. Auf dieses Merkmal lassen sich die verschiedensten, selbst die einander widersprechenden Erscheinungen und Zeichen unserer Zeit zurückführen, welche [...] samt und sonders ein mehr als jemals reges Bestreben ankündigen, auf der einen Seite

- 1 Vgl. Ingrid Oesterle: »Es ist an der Zeit!« Zur kulturellen Konstruktionsveränderung von Zeit gegen 1800, in: Walter Hinderer, Alexander von Bormann, Gerhart von Graevenitz (Hrsg.): Goethe und das Zeitalter der Romantik, Würzburg 2002, 91–119, hier: 101. Johannes F. Lehmann: Editorial: ›Gegenwart‹ im 17. Jahrhundert? Zur Frage literarischer Gegenwartsbezüge vor der ›Sattelzeit‹, in: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur 42 (2017), 110–121.
- 2 Vgl. Lucian Hölscher: Von leeren und gefüllten Zeiten. Zum Wandel historischer Zeitkonzepte seit dem 18. Jahrhundert, in: Alexander C.T. Geppert, Till Kössler (Hrsg.): Obsession der Gegenwart. Zeit im 20. Jahrhundert, Göttingen 2015, 37–70. Vgl. ders.: Die Entdeckung der Zukunft, 2. Aufl., Göttingen 2016.
- 3 Karl Leonhard Reinhold: Ueber den Geist unsres Zeitalters in Teutschland, in: Der neue Teutsche Merkur, Bd. 1, 3. Stück. März 1790, 225–255, sowie 4. Stück April 1790, 337–378, hier: 228.

allenthalben neue Formen aufzustellen, auf der andern jede alte zu unterstützen. Ob das Alte durch das Neue oder dieses durch jenes endlich verdrängt werden, und was die Menschheit in jedem Falle dabey gewinnen oder verlieren dürfte,<sup>4</sup>

das, so Reinhold, wage der »unpartheyische Selbstdenker« nicht zu entscheiden. Gegenwart wird konturiert als Übergangszeit, deren widersprüchliche Einheit darin liegt, dass ›das Alte‹ mit ›dem Neuen‹ um zukünftige Geltung ringt, ebendies macht die Rede von ›Vergangenheit‹, ›Gegenwart‹ und ›Zukunft‹ als metonymische Bezeichnungen für sich unterscheidende Zeiten seit dem letzten Drittel des 18. Jahrhunderts plausibel.

Es sind allerdings in jüngster Zeit Thesen von Frühneuzeithistorikern formuliert worden, die die »Geburt der Gegenwart« vor dem Hintergrund der Entstehung von Zeitungswesen und Publizistik bereits auf das 17. Jahrhundert vordatieren wollen, namentlich seien hier Achim Landwehr und Daniel Fulda genannt.<sup>5</sup> Man hat dabei aber versäumt, den Typ historischer Veränderung, von dem jeweils die Rede ist, genau zu bestimmen, und die Reflexivleistung des Begriffs ›Gegenwart‹ ausreichend zu berücksichtigen. So ist zwar in der Tat unabweisbar, dass durch die entstehende Publizistik (und auch andere Medien, wie, von Landwehr eindrücklich vorgeführt, zum Beispiel Kalender) Ereignisse der eigenen Zeit verstärkt wahrgenommen und diskutiert werden. Unabweisbar ist auch, dass die Kenntnis von politischen Ereignissen der Gegenwart für Gelehrte zunehmend als Norm formuliert wird. Wenn aber der Zeitungstheoretiker Kaspar von Stieler am Ende des 17. Jahrhunderts in seinem Buch *Zeitungs Lust und Nutz* davon spricht, dass Staatsleute über die eigene Zeit informiert sein und wissen müssten, »wer zu Wien der Nuntius Apostolicus sey: und / ob der Pabst Alexander / Innocentius / Paulus oder Coelestinus heisse«,<sup>6</sup> dann

4 Ebd.

5 Vgl. Achim Landwehr: *Geburt der Gegenwart. Eine Geschichte der Zeit im 17. Jahrhundert*, Frankfurt a.M. 2014. Daniel Fulda: *Wann begann die ›offene‹ Zukunft? Ein Versuch, die Koselleck'sche Fixierung auf die ›Sattelzeit‹ zu lösen*, in: Wolfgang Breul, Jan Carsten Schnurr (Hrsg.): *Geschichtsbewusstsein und Zukunftserwartung in Pietismus und Erweckungsbewegung*, Göttingen 2013, 141–172. Ders.: *Um 1700 begann die ›offene‹ Zukunft. Zum Ausgang der Aufklärung von einer allgemeinen Unsicherheitserfahrung*, in: ders., Jörn Steigerwald (Hrsg.): *Um 1700: Die Formierung der europäischen Aufklärung. Zwischen Öffnung und neuerlicher Schließung*, Berlin/Boston 2016, 23–45. Vgl. außerdem: Stefanie Stockhorst: *Zeitkonzepte. Zur Pluralisierung des Zeitdiskurses im langen 18. Jahrhundert*, in: *Das achtzehnte Jahrhundert* 30 (2006), 157–164.

6 [Kaspar von Stieler:] *Zeitungs Lust und Nutz*, Hamburg 1695, Reprint hrsg. von Gert Hagelweide, Bremen 1969, 4. Derlei Veränderungen wurden dann auch eigens publiziert, denn: »Es hat sich *Europa* in seinen Häuptern in wenig Jahren dermassen verändert/ daß man wenig Durchläuchtige Häuser findet/ worinne nicht merckliche

ist das zwar ein Beleg dafür, dass die eigene Gegenwart hier in der Tat in ihrer Differenz zur Vergangenheit gedacht wird, es belegt aber gerade nicht die Vorstellung eines synchronen sozialen, kulturellen, politischen und ökonomischen Gesamtzusammenhanges ›der Gegenwart‹, der sich permanent wandelt, wie dies Ende des 18. Jahrhunderts etwa von Mercier formuliert wird: »Die Buchdruckerkunst, das Schießpulver, die Entdeckung der neuen Welt, die Posten, die Wechselbriefe, und das vorgebliche Gleichgewicht Europens haben das ganze alte System über einen Haufen geworfen«. Und eine Seite weiter heißt es: »Der Mensch, der durch Regierungsformen, Gesetze, Gewohnheiten modificirt wird, wird zum ganz andren Wesen als er erst war.«<sup>7</sup> Bei Stieler dagegen besteht die reklamierte »Varietät der Gegenwart«<sup>8</sup> lediglich darin, dass Namen an die Stelle anderer Namen treten, ein sozial-struktureller Wandel, wie er seit Mitte des 18. Jahrhunderts reflektiert wird und damit auch die Notwendigkeit der abstrahierenden Kategorie ›Gegenwart‹ plausibel macht, ist damit nicht gegeben. So wichtig die Belege Landwehrs für eine Aufwertung der Gegenwart im 17. Jahrhundert sind, so sehr muss doch zwischen Aufwertung und Verzeitlichung von Gegenwart unterschieden werden.<sup>9</sup> Verzeitlichte Gegenwart setzt die Reflexion auf eine temporal-dynamische und sozial-strukturelle, variable Binnen- und Zusammenhangskomplexität voraus, die zugleich an Verfahren ihrer Sichtbarmachung und ihrer Beobachtbarkeit gekoppelt ist.

Todes-Fälle geschehen. Diese sind zwar hin und wieder in Schriften angemercket worden/ weil aber die *galante* Jugend und viel andere *curieuse* Gemüther dergleichen *Remarques* lieber in einem *Compendio* beysammen sehen/ so habe auf Verlangen diese kurtze Nachricht aufgesetzt.« So [Johann Gottfried Gregorii]: Das jetzt lebende Europa Oder Genealogische Beschreibung aller jetzt lebenden Durchlauchtigsten Häupter in demselben/ in auserlesenen Fragen vorgestellt/ und mit den neuesten Historischen Remarques/ nebst nöthigem Register versehen Von Melissantes, Franckfurt/Leipzig 1715, Vorrede, 2r u. 2v.

7 Louis Sébastien Mercier: Neuer Versuch über die Schauspielkunst. Aus dem Französischen. Mit einem Anhang aus Goethes Brieftasche, Faksimiledruck nach der Ausgabe von 1776, Heidelberg 1967, 198f. Mercier folgt in der Aufzählung der Veränderungen der Gegenwart einer Passage aus Voltaires Text: Anmerkungen über die Geschichte überhaupt (*Remarques sur l'histoire*, 1742), in: ders.: Erzählungen, Dialoge, Streitschriften, hrsg. von Martin Fontius, Berlin 1981, Bd. 3, 217–222, bes. 220f.

8 Landwehr (Anm. 5), 201.

9 Vgl. hierzu ausführlich die Diskussion der Beiträge des IASL-Schwerpunkts: ›Gegenwart‹ im 17. Jahrhundert? Versuch einer Antwort, in: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur 42 (2017), 257–278.

Ich werde diese Problematik der sichtbaren/unsichtbaren Gegenwart im Folgenden in drei Schritten entfalten. Im ersten Schritt geht es um begriffliche und praktische Verfahren, die ›Gegenwart‹ in ihren Interdependenzen als Zusammenhang zu denken, zu beobachten und zu einem (diskursiven) Objekt der Intervention zu machen. Das betrifft den Diskurs der Weltgeschichte und die Reflexion der Praktiken der Policy. Zweitens zeige ich, wie parallel und gleichzeitig hierzu im Diskurs des Genies privilegierte Blickpositionen verhandelt werden, von denen aus unsichtbare Gleichzeitigkeiten (der Gegenwart) sichtbar gemacht werden können. Im dritten Schritt erläutere ich ein Beispiel dieser Gegenwartssichtbarmachung anhand des Fragments *Der tugendhafte Taugenichts* von J.M.R. Lenz.

## I. Gegenwart als Zusammenhang (Universalhistorie, Policy)

Um einen substantivischen Zeitbegriff ›die Gegenwart‹ zu plausibilisieren, müssen die jedesmaligen gegenwärtigen Verhältnisse, insbesondere die sozial-ökonomischen Verhältnisse als Zusammenhang begriffen werden, und zwar als ein Zusammenhang, der als veränderlicher beobachtbar und thematisierbar ist, obwohl er selbst in seiner Gesamtheit unsichtbar ist. Der Göttinger Historiker August Ludwig Schlözer formuliert in der *Vorstellung seiner Universal-Historie* (1772) in diesem Sinne einen Unterschied zwischen dem »Realzusammenhang«, der diachrone und »sichtbare«<sup>10</sup> Ursache- und Wirkungsverhältnisse beschreibt, und dem »Zeitzusammenhang«, der eine bloße Gleichzeitigkeit von Ländern, Völkern oder Ereignissen meint, die »keine sichtbare Verbindung«<sup>11</sup> haben:

»Der blosse *Zeitzusammenhang* hat unter Begebenheiten statt, die nicht in einander gegründet, aber doch gleichzeitig sind; das ist, unter Factis, die in ganz verschiedenen Ländern, oder in verschiedenen Welttheilen, aber doch zu einerlei Zeit, geschehen sind. [...] Hier ist die Foderung der Universalhistorie, alle gleichzeitige Facta zu combiniren, sich die Lage der Welt in jedem gegebenen Zeitalter auf einmal vorzustellen, und solchergestalt jede einzelne Begebenheit *synchronistisch* zu denken.«<sup>12</sup>

Schlözers »Ideal einer Weltgeschichte«, so der dem Inhaltsverzeichnis vorangestellte Untertitel, zielt auf eine abstrahierende und synthetisierende Per-

10 August Ludwig Schlözer: *Vorstellung seiner Universal-Historie*, Göttingen/Gotha 1772, Reprint, in: ders.: *Vorstellung der Universal-Historie (1772/1773)*, mit Beilagen, hrsg., eingeleitet und kommentiert von Horst Walter Blanke, Hagen 1990, 46.

11 Ebd., 22.

12 Ebd., 48f.

spektive, in der ein »*allgemeine[r] Blick*, der das Ganze umfasst«,<sup>13</sup> die gesamte Geschichte unter »[e]inen Gesichtspunct« bringen soll. Nur so erschaffe sie »ein System, vermittelt dessen sich die Mannichfaltigkeit auf einmal fassen läßt.«<sup>14</sup> An anderer Stelle heißt es: »dieser mächtige Blick schafft das Aggregat zum *System* um, bringt alle Staten des Erdkreises auf eine Einheit, das menschliche Geschlecht, zurück, und schätzt die Völker bloß nach ihrem Verhältnisse zu den grossen Revolutionen der Welt.«<sup>15</sup> Aus den kausalen Realzusammenhängen soll ein System synchroner Zusammenhänge herausdestilliert werden. Die vielfältig verwendeten optischen Metaphern (Blick, Gemälde, Mosaische Malerei, Bühne etc.) zielen auf die abstrahierende Darstellung unsichtbarer Gleichzeitigkeiten in einem selbst unüberschaubaren Zusammenhang. Die Weltgeschichte soll in der Form ihrer Darstellung als zusammenhängendes System zeitlich und räumlich letztlich die Blickposition desjenigen simulieren, der »die Verkettung aller Dinge unsers Erdbodens durchschaut«,<sup>16</sup> die Blickposition Gottes.

Schlözers Stellung in der Geschichte der Weltgeschichtsschreibung und in der heftigen Kontroverse, die über seine *Vorstellung* geführt wurde, ist weniger eindeutig als die oben genannten Zitate zunächst insinuiert.<sup>17</sup> Denn einige der visuellen Metaphern wie das Mosaik und der Einsatz von synchronistischen Tabellen in seinem Text folgen ganz dem Prinzip der älteren Universalgeschichte, das man als eine Art additive oder tableau-artige Synchronie bezeichnen könnte, die bereits im Mittelalter »klassische Darstellungsform von Geschichte«<sup>18</sup> war. Entsprechend kritisiert Herder in seiner polemischen Rezension von Schlözers *Vorstellung*, es wäre besser »aus der Geschichte mehr *Bild*, *ganzes Continuum*

13 Ebd., 18. Die Rede ist auch von einem »Blick, der alles auf einmal fasst« (ebd., 34). Die Opposition von Aggregat und System, die Schlözer an einen spezifischen Blick auf Zusammenhänge bindet, ist später in der Geschichtsphilosophie immer wieder verwendet worden. Vgl. etwa zu Schiller: Thomas Prüfer: *Die Bildung der Geschichte*. Friedrich Schiller und die Anfänge der modernen Geschichtswissenschaft, Köln 2002, 289–297.

14 Beide Zitate ebd., 22.

15 Ebd., 18f.

16 Ebd., 49 (Hervorhebung J. L.).

17 Tendenziell vereindeutigend ist die Darstellung bei Hölscher (Anm. 2), 48f. Er begreift Schlözers synchronistisches Denken als Analogie zum gleichzeitig entstehenden Begriff des ›Zeitgeistes‹ und des Herderschen ›Volksgeistes‹. Das ist nicht falsch, unterschlägt aber die Nähe zur älteren Synchronie und den Abstand zu Herder.

18 Martin Gierl: *Geschichte als präzisierte Wissenschaft*. Johann Christoph Gatterer und die Historiographie des 18. Jahrhunderts im ganzen Umfang. Stuttgart-Bad Cannstatt 2012, 35.

machen zu können«. <sup>19</sup> Andererseits zielt Schlözer mit seinen Formulierungen auf ebendiese Vorstellung eines lebendigen und organischen, kulturgeschichtlichen Zusammenhangs, findet er mit der Entgegensetzung von Aggregat und System hierfür auch eine wirkmächtige Formel. <sup>20</sup>

Grundlegend für Schlözers innovative Idee der Welt- bzw. Universalgeschichte ist nicht allein der Einbezug aller Länder und Völker, wie dies bereits in der älteren Universalgeschichtsschreibung und ihren chronologischen Tabellen geschah <sup>21</sup> (die er selbst auch noch verwendet und modifiziert <sup>22</sup>), sondern die Integration möglichst vieler Facetten und Aspekte, die jeweils sozial-strukturell, ökonomisch und kulturell ›Gegenwarten‹ konstituieren. Dabei geht es um eine Gesamtschau und die »Einsicht in den Zusammenhang« <sup>23</sup> von politischen, sozialen, ökonomischen, technischen und anderen Faktoren einer Zeit, es geht um »den Gang der Cultur, der Industrie, oder mit Einem Wort, den Gang der Menschheit unter einer Nation«. <sup>24</sup> Schlözer will entsprechend eine Geschichte des Tabaks, der merkwürdigsten Erfindungen, des Postwesens und der französischen Kolonien in Amerika. <sup>25</sup> Der Fokus soll von der Herrschaftsgeschichte auf den sozial-ökonomischen Zusammenhang umgestellt werden:

- 19 Johann Gottfried Herder: A. L. Schlözers Vorstellung seiner Universal-Geschichte, in: Frankfurter Gelehrte Anzeigen LX (28.7.1772), 473–478, hier: 477. Herder hatte mit seiner Rezension im Streit zwischen Schlözer und seinem Göttinger Kollegen Johann Friedrich Gatterer die Partei des Letzteren vertreten.
- 20 Diese Formel reklamiert Schlözer ausdrücklich als seine eigene Entdeckung: »Mir ist von neuern Schriftstellern niemand bekannt, der diesen allgemeinen Blick, der das Ganze umfasst, zum Character der Weltgeschichte gemacht, und solchergestalt System von Aggregat unterschieden hätte.« Schlözer, Vorstellung (Anm. 10), 23. Vgl. zu dieser Formel: Manfred Riedel: Art. »System, Struktur«, in: Geschichtliche Grundbegriffe, hrsg. v. Otto Brunner, Werner Conze, Reinhart Koselleck, Stuttgart 1972–1997, Bd. 6, 285–322.
- 21 Universalhistorische Vorlesungen nach chronologischen Tabellen wurden in Göttingen seit Gründung der Universität gehalten und basierten wiederum auf älteren Traditionen. Vgl. hierzu André de Melo Araújo: Weltgeschichte in Göttingen. Eine Studie über das spätaufklärerische universalhistorische Denken, 1756–1815, Bielefeld 2012. Die chronologischen Tabellen von Johann David Köhler (1684–1755) sind noch Grundlage für dessen Nachfolger Johann Christoph Gatterer. Über den Streit zwischen Schlözer und Gatterer über die Priorität einer Weltgeschichte als System und die Rolle Herders in diesem Streit informiert: Gierl (Anm. 18), 365–386.
- 22 Vgl. Schlözer, Vorstellung (Anm. 10), 88–94 und 109–112.
- 23 Ebd., 45.
- 24 Ebd., 44.
- 25 Vgl. hierzu: Horst Walter Blanke: Einleitung, in: Schlözer, Vorstellung (Anm. 10), 9–26, hier: 21.

›Geschichte des Tobaks‹ – wäre immer für die *Welthistorie* ein wenigstens eben so interessantes Sujet, als ›Geschichte des großen Tamerlans‹, oder als ›Geschichte des alten assyrischen Kaisertums‹. Vorausgesetzt nämlich, daß der Zusammenhang, den ein historischer Gegenstand mit großen Weltveränderungen, als Ursache mit Wirkungen, hat, der einzige Masstab ist, der dessen universalhistorische Würde bestimmt.<sup>26</sup>

Die Relevanz eines solchen sozial-ökonomischen Zusammenhangs war im Übrigen ganz ähnlich von Schlözers Intimfeind Gatterer formuliert worden, auch er zielt – trotz aller aggregathaften, tabellarischen Rasterung zur Gruppierung von Spezialgeschichten – auf den gleichzeitigen Zusammenhang:

Der *höchste Grad des Pragmatischen* in der Geschichte wäre die Vorstellung des allgemeinen Zusammenhangs der Dinge in der Welt (*Nexus rerum universalis*). Denn keine Begebenheit in der Welt ist, so zu sagen, *insularisch*. Alles hängt an einander, veranlaßt einander, zeugt einander, wird veranlaßt, wird gezeugt, und veranlaßt und zeugt wieder. Die Begebenheiten der Vornehmen und der Geringen, der einzelnen Menschen und aller zusammen, des Privatlebens und der grossen Welt, ja selbst der unvernünftigen und leblosen Geschöpfe und der Menschen, alle sind in einander verschlungen und verbunden.<sup>27</sup>

Dass alles mit allem zusammenhängt, die Stände untereinander und die Menschen mit Tieren und Dingen, dies führt zu einer Beobachtungseinstellung, die kulturelle Querschnitte ›sehen‹ will. Gerade der explizite Einbezug von Tieren und insbesondere von Dingen wird uns im Folgenden noch beschäftigen. Diese ›Bilder‹ nun zielen nicht auf ein tabellarisches chronometrisches Nebeneinander, sondern auf ein interdependentes Ineinander. Geschichte soll, vor dem Hintergrund der Impulse einer säkularen Universalgeschichte, wie sie erstmals Turgot Mitte des 18. Jahrhunderts formuliert hat, Kultur- und Menschheitsgeschichte sein:<sup>28</sup> Es geht bei der Darstellung der historischen Abfolge von Gegenwartszusammenhängen um, wie Turgot explizit sagt, den jeweiligen »*Schnitt*

26 August Ludwig Schlözer: Erste Bekanntwerdung des Tobaks in Europa, besonders in Deutschland, in: ders.: August Ludwig Schlözer's Briefwechsel meist historischen und politischen Inhalts, Dritter Theil, Heft XIII–XVIII, 1778, 3. Aufl., Göttingen 1780, Heft 15, 153–165, hier: 153f.

27 Johann Christoph Gatterer: Vom historischen Plan, und der darauf sich gründenden Zusammenfügung der Erzählungen [1767], in: Theoretiker der deutschen Aufklärungsgeschichte, hrsg. v. Horst Walter Blanke, Dirk Fleischer, Stuttgart-Bad Canstatt 1990, Bd. 2, 621–662, hier: 659.

28 Vgl. hierzu Johannes Rohbeck: Erklärende Historiographie und Teleologie der Geschichte, in: Jörn Garber, Heinz Thoma (Hrsg.): Zwischen Empirisierung und Konstruktionsleistung: Anthropologie im 18. Jahrhundert, Tübingen 2004, 77–99. Vgl. ders.: Turgot als Geschichtsphilosoph, in: Anne Robert Jacques Turgot: Über die Fortschritte des menschlichen Geistes, übers. von dems., hrsg. von dems., Lieselotte Steinbrügge, Frankfurt a.M. 1990, 7–87.

durch die Geschichte.«<sup>29</sup> Die Geschichte besteht »aus einer Folge solcher strukturierter Zeitebenen.«<sup>30</sup> Entsprechend braucht Turgot auch die Substantive ›Vergangenheit‹ und ›Gegenwart‹, um diese Zusammenhangsabfolge und das jeweilige »Bild der Gegenwart«<sup>31</sup> zu beschreiben:

Mais la géographie, par là même qu'elle est *le tableau du présent*, varie sans cesse; et puisque tout ce qui est passé a été présent, l'histoire, qui est le récit du passé, doit être une suite de ces tableaux de l'histoire du monde pris dans chaque moment. Je parle de *l'histoire universelle*.<sup>32</sup>

Bei Schlözer, der ein Substantiv ›die Gegenwart‹ noch nicht zur Verfügung hat, wird der Gedanke anders formuliert: Die gesamte »Lage der Welt in jedem gegebenen Zeitalter auf einmal«<sup>33</sup> soll dargestellt werden. Eine solche Formulierung indiziert gewissermaßen *ex negativo* die Notwendigkeit bzw. den Bedarf für ein Substantiv ›Gegenwart‹. Adam Weishaupt hat wenig später in einer geschichtsphilosophischen Passage über den Fortschritt und die Entwicklung der Menschheit zu einer ähnlichen Formulierung gefunden:

[M]it der Entwicklung derselben [der Geisteskräfte und der Bedürfnisse] ändert sich zugleich die Lebensart, der moralische und politische Zustand, die Begriffe von Glückseligkeit, das Betragen der Menschen gegen einander, ihre Verhältnisse unter sich, *die ganze Lage der jedesmaligen gleichzeitigen Welt*.<sup>34</sup>

29 Anne Robert Jacques Turgot: Entwurf zu einem Werk über die politische Geographie [1751], in: ders.: Über die Fortschritte des menschlichen Geistes, übers. von Johannes Rohbeck, hrsg. von dems., Lieselotte Steinbrügge, Frankfurt a.M. 1990, 168–220, hier: 166. Im Original heißt es: »La géographie politique est, si j'ose ainsi parler *la coupe* de l'histoire.« Anne Robert Jacques Turgot: Plan d'un ouvrage sur la géographie politique, in: ders.: Œuvres de Turgot et Documents le concernant. Avec Biographie et Notes, hrsg. von Gustave Schelle, Paris 1913, Bd. 1, 255–274, hier: 258.

30 So die Formulierung von Rohbeck, in: Turgot, Über die Fortschritte (Anm. 28), 45.

31 Ebd., 166.

32 Turgot, Plan d'un ouvrage (Anm. 29), 257 (erste Hervorhebung J. L.). »Aber die Geographie verändert sich unaufhörlich, weil sie eben ein Bild der Gegenwart ist, und da alles, was vergangen ist, einmal Gegenwart war, muß die Geschichte, die eine Erzählung der Vergangenheit ist, aus einer Abfolge dieser Bilder der Weltgeschichte bestehen, genommen in jedem Augenblick. Ich spreche von der Universalgeschichte.« Turgot, Entwurf zu einem Werk (Anm. 29), 166. Übersetzung leicht modifiziert.

33 Schlözer, Vorstellung (Anm. 10), 49.

34 [Adam Weishaupt:] Anrede an die neu aufzunehmenden Ill. dir. (Illuminatos dirigentes.) Von der Handschrift des Spartacus, in: Nachtrag von weitem Originalschriften, welche die Illuminatensekte überhaupt, sonderbar aber den Stifter derselben Adam Weishaupt, gewesen Professor zu Ingolstadt betreffen, und bey der auf dem Baron Basusischen Schloß zu Sandersdorf, einem bekannten Illuminaten-Neste, vorgenommenen Visitation entdeckt, sofort auf Churfürstlich höchsten Befehl gedruckt, und zum geheimen Archiv genommen worden sind, um solche jedermann auf Verlangen zur Einsicht vorlegen zu lassen, Zwo Abtheilungen, München 1787, II, 44–121, hier: 54 (Hervorhebung J. L.).

Die »ganze Lage der jedesmaligen gleichzeitigen Welt«, das ist der komplexe Ausdruck für genau jenen komplexen Sachverhalt einer Gleichzeitigkeit von jeweils in einer (jedesmaligen) Zeit miteinander verbundenen Elementen und Bedingungen einer ›Welt‹, die sich in und durch die Zeit miteinander verändern und deren synchroner Zusammenhang als Abfolge jedesmaliger, d.h. auch voneinander unterschiedener Gleichzeitigkeiten zu denken, aber nicht selbst unmittelbar beobachtbar ist. Mit anderen Worten: als synchroner Schnitt durch einen Zusammenhang von Verhältnissen, zu deren zeitlicher Reflexion die Raumbegriffe ›Lage‹ und ›Verhältnis‹ sowie der Begriff Gegenwart zu Zeitbegriffen transformiert werden.

Als Zeitbegriff funktioniert das Substantiv ›Gegenwart‹ in rhetorischer Hinsicht wie eine Ellipse bzw. eine Metonymie – der Ausdruck bezeichnet die Zeit der Gegenwart, indem er darauf verzichtet, konkret zu bezeichnen, was jeweils in ihr im Einzelnen und im Zusammenhang gegenwärtig, also *da* ist. ›Gegenwart‹ bezeichnet durch Auslassung des Konkreten all das, was jeweils in einer Zeit gleichzeitig erscheint, aber im gesamten Zusammenhang nicht wahrnehmbar ist. Im Englischen ist der begriffsgeschichtliche Verlauf ähnlich und der neue substantivische Begriff wird explizit als elliptisch markiert: Während das Substantiv »*the present*« in den Wörterbüchern des 17. und des frühen 18. Jahrhunderts gar nicht aufgeführt wird, heißt es in Samuel Johnsons *Dictionary* seit dem Jahr 1755: »*The Present*. An elliptical expression for *the present time*«. <sup>35</sup> Ein weiterer Beleg ist die wirkmächtige Verwendung des Substantivs für den Titel der seit 1736 in London erschienenen enzyklopädischen Universalgeschichte, deren Aufnahme und Übersetzungsgeschichte bis zu den Göttinger Universalhistorikern reicht: *An Universal History, From the Earliest Account of Time to the Present*. <sup>36</sup>

Indem der elliptische Begriff der Gegenwart auf etwas verweist, das einerseits in der Zeit erscheint und andererseits gerade darin besteht, dass das, was gleichzeitig erscheint, Relationen und Verhältnisse ausbildet, die sich permanent ändern und die sich der gleichzeitigen Wahrnehmung entziehen, chan-

35 Samuel Johnson: *A Dictionary of the English Language*, 2 Bde., London 1755, II, o. S.

36 Vgl. hierzu: Helmut Zedelmaier: *Der Anfang der Geschichte. Studien zur Ursprungsdebatte im 18. Jahrhundert*, Hamburg 2003, 143–163. Die durch Baumgarten seit 1744 besorgte Übersetzung der *Universal History* umgeht den Untertitel, es fehlt also hier der Begriff ›Gegenwart‹: Siegmund Jacob Baumgarten: *Uebersetzung der Allgemeinen Welthistorie die in England durch eine Gesellschaft von Gelehrten ausgefertigt worden*. Erster Theil, Halle 1744.

giert ‚Gegenwart‘ von Anfang an zwischen Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit. Als ein solcher Gegenstand der Beobachtung, der Rede und auch der Steuerung konstituierte sich Gegenwart erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, und zwar, so meine These, als Korrelat policyeylicher Machttechnik und entstehender moderner Öffentlichkeit.<sup>37</sup>

Es ist nicht erst der Blick des neueren Universalhistorikers, der rückblickend Schnitte durch historische Gegenwarten sucht, sondern zugleich der zeitgenössische Blick der Macht und der Regierungen, der versucht, die unsichtbaren Zusammenhänge zu beobachten und sie zum Objekt einer rekursiv beobachtenden Steuerung zu machen. Der Policywissenschaftler Johann Heinrich von Justi schreibt 1760:

Das vornehmste Kennzeichen einer guten Policy ist folglich eine unaufhörliche, unermüdete große Aufmerksamkeit auf den gegenwärtigen Zustand des Landes, oder der Stadt, über welche sie verordnet ist: und daß sie bey allen merklichen Veränderungen, die in denen Gegenständen und Endzwecken der Policy eine andre Richtung und Verhältniß hervor bringen, auch ihre Einrichtungen und Anstalten verändert.<sup>38</sup>

Die Policy, wie sie Mitte des 18. Jahrhunderts von Policywissenschaftlern beschrieben wird, ist Medium der beobachtenden Gegenwartskonstitution und – mittels der Policygesetze – zugleich Agent ihrer Veränderung. Ja, die Veränderungen in der Zeit sind der Gegenstand, auf den die Policygesetzgebung mit wiederum zeitlich befristeten Maßnahmen zu reagieren hat. Man kann hierin die Einführung der reflexiven Temporalität in das Regierungshandeln sehen: »Es ist dannenhero gewiß, daß die Policy-Gesetze nicht immer einerley bleiben können, sondern mehr als alle andere Gesetze der Veränderung unterworfen sind.«<sup>39</sup> Trotz der Problematik, dass die häufige Änderung von Gesetzen für die Autorität der Regierung womöglich schädlich ist, plädiert Justi für eine

37 Vgl. hierzu Johannes F. Lehmann: »Literatur der Gegenwart« als politisches Drama der Öffentlichkeit. Der Fall Robert Prutz und seine Voraussetzungen im 18. Jahrhundert, in: Michael Gamper, Peter Schnyder (Hrsg.): Dramatische Eigenzeiten des Politischen im 18. und 19. Jahrhundert, Hannover 2017, 191–214.

38 Johann Heinrich Gottlob von Justi: Die Natur und das Wesen der Staaten als die Grundwissenschaft der Staatskunst, der Policy, und aller Regierungswissenschaften, desgleichen als die Quelle, abgehandelt, Berlin/Stettin/Leipzig 1760, 476.

39 Johann Heinrich Gottlob von Justi: Grundsätze der Policy-Wissenschaft in einem vernünftigen, auf den Endzweck der Policy gegründeten, Zusammenhange und zum Gebrauch Akademischer Vorlesungen abgefasset, 2. Aufl., Göttingen 1759, 296. Ebenso Joachim Georg Darjes: Erste Gründe der Cameral-Wissenschaften darinnen die Haupt-Theile so wohl der Oeconomie als auch der Policy und besondern Cameral-Wissenschaft in ihrer natürlichen Verknüpfung zum Gebrauch seiner academischen Fürlesung entworfen, Jena 1756, 407: »Policy-Anstalten können von keiner langen Dauer seyn.«

»öffentliche Wiederrufung« solcher Policy-Gesetze, die »mit dem gegenwärtigen Zustande des gemeinen Wesens nicht mehr übereinstimmen.«<sup>40</sup> Weil die »Umstände [...] sich von Zeit zu Zeit«<sup>41</sup> verändern und die Policy auf unermüdliche Verbesserung drängt (»die Policy ist niemals unverbesserlich«<sup>42</sup>), ist sie in ihrem Bestreben nach Aktualisierung Agent von Traditionsfeindlichkeit. Sie bekämpft mit dem Schlachtruf »Plus ultra« und »Immer weiter« all jene, die »glauben die Asche ihrer Väter zu verunehren, wenn sie einen Fußbreit von deren Gewohnheiten und Gebräuchen abgingen, und es nicht, nach dem so schädlichen als gemeinen Sprichworte, bey dem Alten liessen.«<sup>43</sup> Solche Tendenzen stoßen auch auf Kritik. In einem kleinen Text mit dem Titel »Es bleibt beim Alten« (1769) ironisiert etwa Justus Möser die »Projecte zur Verbesserung der Landesökonomie« der Gelehrten, die den Landmännern sagen, sie sollen neue Weisen des Pflügens aus Büchern lernen und nicht länger dem Herkommen folgen.<sup>44</sup> Die Policy jedenfalls mobilisiert Energie gegen Verbesserungsträgheit, aber auch gegen bloße Neuerungssucht. Um hier weder zu viel noch zu wenig zu tun, darf die Policy »niemals den Zusammenhang des Ganzen aus den Augen verlihren«, muss sie »den Zusammenhange des Staatskörpers« und die »zeitige Beschaffenheit des gemeinen Wesens« permanent beobachten.<sup>45</sup> Diese Beobachtungen der sich verändernden jeweiligen Zusammenhangs-

40 Justi, Grundsätze (Anm. 39), 307. Vgl. hierzu auch Joseph Vogl: Staatsbegehren. Zur Epoche der Policy, in: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 74 (2000), 600–626. Vogl arbeitet im Hinblick auf Vorsorge und Versicherung vor allem den futurischen Bezug der Policy heraus. Dass dies Gegenwartsbeobachtung aber voraussetzt, möchte ich ergänzen.

41 Georg Heinrich Zincke: Von der Policy-Wissenschaft, in: ders.: Cameralisten-Bibliothek, Zweyter Theil. Von der Policy-Wissenschaft, Leipzig 1751, 337.

42 Ebd.

43 Carl Friedrich Wilhelm Zincke (der Sohn des Herausgebers Georg Heinrich Zincke) in einer »Rede, welche bey dem Fürstl. Carolino auf den Geburts-Tag des Durchlauchtigsten Herzogs zu Braunschweig von dem in Oeconomischen Policy-Cammer- und Finanz-Sachen höchstnöthigen: *Plus ultra*, gehalten«, in: Leipziger Sammlungen von Wirthschafflichen, Policy-Cammer- und Finanz-Sachen, Neunter Band. Nebst einer Vorrede Und nöthigem Register vom sieben und neunzigsten bis hundert und achten Stück versehen, hrsg. v. Georg Heinrich Zincke, Leipzig 1753, 478–508, hier: 486. Zincke begründet das ökonomisch gebotene »Plus ultra« bzw. »Immer weiter« (ebd., 487) anthropologisch mit dem allen Menschen angeborenen Glückseligkeitstrieb.

44 Justus Möser: Es bleibt beim Alten, in: ders.: Justus Möser's Sämmtliche Werke, hrsg. von Bernhard Rudolf Abeken, Berlin 1842–1843, Bd. 1, 297–300, hier: 298.

45 Justi, Grundsätze (Anm. 39), 295f. Vgl. auch: Friedrich Wilhelm Tafinger: Von der Lehre der Policywissenschaft auf teutschen Universitäten, Tübingen 1767, 8f.: »Eben deswegen muß die Policy bemühet seyn, den Zusammenhang aller dieser verschiedenen Güter und Gaben beständig vor Augen zu haben [...].«

gegenwart muss sie zugleich zum Thema von kontinuierlicher Kommunikation machen. Noch einmal Justi:

Die Gesetzgebende Klugheit muß dannhero beständig bemühet seyn, den gegenwärtigen Zustand des Staats gründlich und zuverlässig zu erforschen; und gleichwie eines Theils die aufmerksame Verwaltung der Angelegenheiten von selbst eine gründliche Kenntniß an die Hand giebt; so kann andern Theils durch die Berichte der Unterobrigkeiten und Bedienten, wenn sie von verschiedenen Seiten mit einander übereinstimmen, desgleichen durch andere geprüfte Nachrichten, die Beschaffenheit des Staatskörpers in allen seinen Theilen genau eingesehen werden.<sup>46</sup>

So kann durch spezifische Praktiken der Beobachtung und der Kommunikation der jeweils gegenwärtige Zusammenhang, den man synchronistisch denken muss, dennoch als Zusammenhang punktuell sichtbar gemacht werden.

In dieser Fokussierung auf die Empirie als Autorität und als Grundlage von Regierungshandeln liegt das Neue des kameralistischen Verständnisses von Policy seit Mitte des 18. Jahrhunderts.<sup>47</sup> In den Gründungstexten der Kameralwissenschaften erscheint die Policywissenschaft als kameralwissenschaftliche Teildisziplin: »[N]ahezu alle Regelungsgegenstände der älteren Policylehre erscheinen hier wieder, nun freilich eingeordnet in einen Zusammenhang ökonomischer Zwecksetzung.«<sup>48</sup> Es ist die Rationalität der Ökonomie und deren »planerisch-prognostischer Einschlag«, der die notwendige Kenntnis des Ist-Zustandes nicht nur von Personen, sondern auch von Sachen im Rahmen der im 18. Jahrhundert entstehenden *politischen* Ökonomie plausibilisiert.<sup>49</sup> War die frühneuzeitliche Politik und Policy (*politia*) auf die Ordnungserhaltung von Personenverbänden beschränkt, so erforderte die von ihr zunächst strikt getrennte *oikonomia* durch ihren Einschluss von Sachen und Sachzusammen-

46 Justi, Grundsätze (Anm. 39), 296. Justi fügt demselben Satz in seinem Buch: Die Grundfeste zu der Macht und Glückseligkeit der Staaten; oder ausführliche Vorstellung der gesamten Policy-Wissenschaft, 2 Bde., Königsberg/Leipzig 1760–1761, Bd. 2, 472, eine ausführliche Anmerkung bei, in der er deutlich macht, dass dies nicht durch Spione («Kundschafter») geschehen soll.

47 Als Teil der Ökonomie bezieht sich Policy nun im Kern auf den »Nahrungs-Zustand« und seine Organisation und Verbesserung. So Zincke, Von der Policy-Wissenschaft (Anm. 41), 323.

48 Thomas Simon: »Gute Policy«. Ordnungsleitbilder und Zielvorstellungen politischen Handelns in der Frühen Neuzeit, Frankfurt a.M. 2004, 452.

49 Ebd. Simon zeigt, wie die vereinzelt Stimmen, die Ideen zu einer ökonomischen und empirischen Fundierung von Politik bereits im 17. Jahrhundert formulierten (namentlich Johann Joachim Becher, Wilhelm von Schröder und Philipp Wilhelm von Hörnigk), marginalisiert waren und ihre Projekte insbesondere daran scheiterten, »ein halbwegs sicheres Bild von den kommerziellen Strukturen und Gegebenheiten des Landes zu gewinnen«. Ebd., 381–416, hier: 415.

hängen seit je eine stärkere Steuerungsintensität und auch andere Tugenden: »Primärtugend des Ökonoms ist nicht Gerechtigkeit, Weisheit oder Tapferkeit, sondern Fleiß und ›Omnipräsenz.«<sup>50</sup> In dem Maße wie die Ökonomie im Sinne einer »verwaltenden«<sup>51</sup> Ökonomie zur Grundlage von Politik wird und deren Begrenzung auf Personen durch ökonomische Berücksichtigung der Sachen sprengt, rücken Gegenwartsempirie und ihre Methoden der Gegenwartsbeobachtung ins Zentrum der Policy.<sup>52</sup> Im Rahmen ihrer ökonomischen Zwecksetzung, die ›Maschine des Staates‹ mit allen ihren Teilen kontinuierlich zu verbessern,<sup>53</sup> entsteht sowohl der Gedanke einer permanenten Beobachtung aller ihrer Teile<sup>54</sup> wie auch das Bewusstsein des Zusammenhangs aller Teile untereinander: »Der Wohlstand der Unterthanen hat weitläufige Grenzen, und läßt sich aus verschiedenen Gesichts-Puncten betrachten, und alle, ja die geringsten Umstände gehören in die Kette der Begebenheiten, die zu solchem Endzweck führen.«<sup>55</sup> Der Blick auf die »geringsten Umstände« und die Vorstellung einer »Kette der Begebenheiten« berührt, das wird im Folgenden zu zeigen sein, zugleich ästhetische bzw. poetologische Fragen des Blicks auf die Gegenwart.

50 Ebd., 428. Zur Erhöhung des Steuerungsbedarfs durch ökonomische Zwecksetzung siehe ebd., 533–542.

51 Christoph Heinrich Amthor unterscheidet in seinem pseudonymen *Project der Oeconomic in Form einer Wissenschaft* (1716) zwischen natürlicher, erwerbender und verwaltender, politischer Ökonomie. Siehe Simon (Anm. 48), 441.

52 Immer wieder wird betont, dass die Policy sich mit ihrer beobachtenden Veränderungswilligkeit nicht nur auf Personen, sondern auch auf Sachen richtet: »Wenn uns die Policy-Wissenschaft lehren soll, kluge Gesetze und Anstalten zu erfinden und gut anzuwenden, dadurch das Land und der Unterthan insgemein in einen blühenden Nahrungs-Zustand gesetzt, und die Bequemlichkeit des Lebens befördert wird, durch dieses alles aber das bereiteste Vermögen des Fürsten zu gründen, zu vermehren und zu erhalten; *so erfordern die Sachen so wohl als die Personen*, womit diese Wissenschaft zu thun hat, unumgänglich, immer auf eine mehrere Aufklärung und heilsamere Verbesserung dabey zu dencken.« So Zincke, Rede (Anm. 43), 492 (Hervorhebung J. L.).

53 Vgl. zu dieser Metapher: Barbara Stollberg-Rilinger: *Der Staat als Maschine*. Zur politischen Metaphorik des absoluten Fürstenstaats, Berlin 1986.

54 Das »wachsame[] und hellsehende[] Auge« des Regenten »muß diese Maschine beständig in allen ihren Theilen übersehen.« Johann Heinrich Gottlob von Justi: Auf was Art die Regierung den Zusammenhang und das Aufnehmen des Nahrungsstandes durch die Abgaben leiten kann, in: ders.: *Gesammelte Politische und Finanzschriften über wichtige Gegenstände der Staatskunst, der Kriegswissenschaften und des Cameral- und Finanzwesens*, Kopenhagen/Leipzig 1761, 614–632, hier: 616. Justi plädiert für die Berücksichtigung der Folgen und Nebeneffekte von Abgaben im Hinblick auf den ökonomischen Gesamtzusammenhang und warnt vor der bloßen Fokussierung auf Einnahmensteigerung des Staates.

55 Johann Friedrich von Pfeiffer: *Lehrbegriff sämtlicher oeconomischer und Cameralwissenschaften*, 4 Bde., Mannheim 1770–1779, Bd. 2.1, 13.

## II. ›Gegenwart‹ sehen (Genie)

Neben und gewissermaßen parallel zur *Policey* im 18. Jahrhundert entwickelt sich in Analogie und in Konkurrenz zu ihr ein ästhetisches Regime zur Sichtbarmachung der unsichtbaren Gegenwart – und zwar in Form der Ästhetik und Poetologie des Genies. Im Gegensatz zu der üblichen Rekonstruktion der Genieästhetik als Durchbruch einer männlichen, autonomen freien Schöpferkraft des Gott-Subjekts muss man betonen, dass die Funktion des Geniebegriffs in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts darin liegt, Autoren von ihrer Gegenwartsbezogenheit her zu denken und sie gewissermaßen auf Welt- und Gegenwartsunterordnung zu verpflichten.

Schaut man sich die Beschreibungen des Genies im 18. Jahrhundert an, fällt zunächst auf, dass mittels visueller Metaphern eine Blickposition konstituiert wird. So wie der Begriff der ›Lage‹, sei es die politische oder die militärische oder auch die Weltlage, eine Position voraussetzt, aus der diese in ihrer synchronen und veränderlichen Komplexität überblickt werden können soll,<sup>56</sup> so zielt auch die Figuration des Genies auf die Aufgabe, das, was gleichzeitig da und als Gleichzeitiges unsichtbar ist, dennoch zu überblicken und sichtbar zu machen. Gerade die Komplexität von synchronen Rückkopplungsverhältnissen darzustellen und »ein getreues und *lebhaftes Gemälde* dessen, was wirklich in der Welt ist, der mannichfaltigen Verwicklung der Geschäfte, und der verschiedenen Theile der Regierung, der Verbindung und Gegeneinanderwirkung der regierenen und gehorchenden Personen« zu malen, sei, wenn überhaupt, nur »einem künftigen Genie« zuzutrauen.<sup>57</sup> Die Betonung der Visualität in der Beschreibung der spezifischen Leistung des Genies impliziert, dass die spezifische Schöpferkraft gerade keine autonome ist, sondern eine, die sich dem, was gegenwärtig ist, sichtbar und unsichtbar, unterordnet.

Locus classicus – und immer wieder nur unvollständig zitiert oder gelesen – ist Shaftesburys *Essay Advice to an Author* (1710), in dem er den wahren Autor

56 Vgl. Günter Oesterle: *Coup d'œil* und *point de vue*. Korrespondenz und Kontrast des Feldherrn- und Soldatenblicks im stehenden Heer des Absolutismus, in: Kenneth S. Calhoun u.a. (Hrsg.): »Es trübt mein Auge sich in Glück und Licht.« Über den Blick in der Literatur. Festschrift für Helmut J. Schneider zum 65. Geburtstag, Berlin 2010, 146–158.

57 [Anonymus]: [Rezension] Albrecht von Haller: *Fabius und Cato*. In: Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste. Siebenzehnten Bandes Erstes Stück, Leipzig 1775 [herausgegeben von Christian Felix Weisse], 214–226, hier: 218/219. (Hervorhebung J.L.).

als »second Maker« bezeichnet, allerdings, und dieser Zusatz ist entscheidend, als »a second Maker: a just Prometheus, under Jove«. <sup>58</sup> Dieser Autor »under Jove« ist bei Shaftesbury das Gegenbild derjenigen, die nur »blindlings [injudicious] Witz und Phantasie gebrauchen«. Vielmehr »schöpfen« sie *unter* Jupiter, indem sie dessen Welt und dessen Geschöpfe genau wiedergeben: »Allein der Mann, der den Namen des Dichters wahrhaftig und im eigentlichen Sinne verdient und der als ein wirklicher Baumeister in seiner Art sowohl Menschen als auch Sitten schildern und einer Handlung ihren wahren Körper, ihre richtige Proportion geben kann«, <sup>59</sup> allein der Dichter, der aufgrund eigener Selbsterkenntnis und Tugend, mit »der inneren Gestalt und dem inneren Gefüge seiner Mitgeschöpfe vertraut ist«, <sup>60</sup> ist ein Autorgenie, weil er die Proportionen des Weltgebäudes so komplex und so »richtig« wiedergibt, wie er sie wahrnimmt. Es geht also gerade nicht um die »Autonomie des schöpferischen Menschen«, <sup>61</sup> oder wenn, dann um eine Autonomie, deren Fundament ein intensives Verhältnis zur Welt ist, eine Autonomie, die sich selbstgesetzgebend den Proportionen und Gesetzen der Welt *unterordnet*. <sup>62</sup> Das Schreiben des Genies fasst Shaftesbury daher als »Mirror-Writing«, <sup>63</sup> als Arbeit mit dem »Looking-Glaß«, das die Aufgabe hat, to »draw the several Figures of his Piece in their *proper and real Proportions* [...] And this is the Mirrour or Looking-Glaß above describ'd.« <sup>64</sup> Explizit weist auch Henry Fielding in seinem Roman *Tom Jones* die seines Erachtens falsche Annahme zurück, mit Erfindungsvermögen des Genies sei »eine schöpferische Kraft« gemeint,

während doch unter Erfindung eigentlich nichts weiter zu verstehen ist (das steckt ja schon im Wort) als eine Entdeckung oder ein Ausfindig-Machen: oder, um es noch weiter zu auszuführen, ein schneller und richtiger Scharfblick für das wahre Wesen aller Gegenstände unserer Betrachtung. <sup>65</sup>

58 Shaftesbury: Soliloquy: or, Advice to an Author [1710], in: ders.: Standard Edition. Sämtliche Werke, ausgewählte Briefe und nachgelassene Schriften, übers. und hrsg. von Wolfram Benda u.a., Stuttgart-Bad Cannstatt 1981ff., Bd. 1, 35–301, hier: 110.

59 Ebd., 109.

60 Ebd., 111.

61 Jochen Schmidt: Geschichte des Genie-Gedankens in der deutschen Literatur, Philosophie und Politik 1750–1945, 2 Bde., Heidelberg 2004, Bd. 1, 258.

62 Es wäre eine eigene Aufgabe, nachzuzeichnen, wie die Tradierung und die Kritik der Genieästhetik als Figuration »männlicher« Schöpfungsautonomie selbst daran beteiligt war, die »weiblichen« Aspekte des Genies (im Sinne einer heteronomen Welt- und Gegenwartsbezüglichkeit) unsichtbar und vergessen zu machen.

63 Shaftesbury (Anm. 58), 98.

64 Ebd., 102.

65 Henry Fielding: Die Geschichte des Tom Jones, eines Findlings, Buch I–IX [1749], übers. von Roland U. und Annemarie Pestlozzi, in: ders.: Sämtliche Romane, hrsg. von Norbert Miller, München 1965–1966, Bd. 2, hier: 521.

Derlei optische Metaphern begegnen dann in Deutschland in der Genieperiode auch etwa bei Lenz, wenn er auf »die spezifische Schleifung der Gläser«<sup>66</sup> verweist, über die das Genie verfügt, und bei Goethe, der vom »scharfen Aug für Verhältnisse«<sup>67</sup> spricht. Das Objekt des Sehens ist nun allerdings nicht mehr das Objekt selbst und dessen gegebene Struktur, die sozusagen visuell entfaltet wird, sondern die Relationen und Verhältnisse einer Welt, die selbst als veränderlich gedacht werden.

Die zentrale Funktion des Geniebegriffs und die Erzeugung der so bezeichneten Position des Blicks, das können wir in jedem Falle schlussfolgern, ist die Abkopplung des Autors vom System der Schönen Wissenschaften und seine selbstvermittelte Ankopplung an die ›Welt‹ und damit an die Gegenwart, nämlich an das, was als lebendige Umwelt des Genies – im Gegensatz zum überzeitlichen Schatz schriftlicher Überlieferung – jetzt gerade erscheint. Das alte, bereits in der Antike gebrauchte Argument, dass das Genie nicht durch Gelehrsamkeit allein möglich sei, wird nun dergestalt radikalisiert, dass Gelehrsamkeit als Hindernis des Genies ausgemacht wird, insofern das gelehrte Medium der Schrift den unmittelbaren eigenen Zugang zur Welt und zur Gegenwart *verstellt*. Gerade das *Fehlen* einer »claßischen Erziehung«,<sup>68</sup> so Wieland, ist der Grund dafür, dass Shakespeare ein Genie wurde, denn statt einer Schulausbildung durch Texte habe er eine Ausbildung durch unmittelbare, nicht durch Schrift vermittelte Erfahrung durchlaufen: »*eigne* Betrachtungen; scharfe Sinnen, als die Werkzeuge dazu; eine genaue Aufmerksamkeit auf die *unmittelbaren Eindrücke*, welche die Gegenstände auf ihn machen – das ist es, was den Genie entwickelt«.<sup>69</sup>

Damit sind die zu beobachtenden gegenwärtigen Zustände nicht nur Korrelat policylicher Beobachtungs- und Machttechnik, sondern ›Gegenwart‹ emergiert zugleich als das Andere von Schrift und Gelehrsamkeit – die Gegenwart entsteht als jenes unsichtbare Sichtbare, das den Dichter umgibt und das

66 Jakob Michael Reinhold Lenz: Anmerkungen übers Theater [1774], in: ders.: Werke und Briefe in drei Bänden, hrsg. von Sigrid Damm, Frankfurt a.M./Leipzig 1992, Bd. 2, 641–671, hier: 647.

67 Johann Wolfgang von Goethe: Von deutscher Baukunst. D.M. Ervini a Steinbach [1772], in: ders.: Hamburger Ausgabe in 14 Bänden, hrsg. von Erich Trunz, München 1982–2008, Bd. 12, 7–15, hier: 15.

68 Christoph Martin Wieland: Einige Nachrichten von den Lebens-Umständen des Herrn Willhelm Shakespear [1766], in: ders.: Gesammelte Schriften, hrsg. von der Deutschen Kommission der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften, Berlin 1909–1975, Reprint Hildesheim 1986–1987, Bd. II/3, 558–569, hier: 560.

69 Ebd., 561.

er insbesondere dann als Zusammenhang sehen und wiedergeben kann, wenn er sich von der Schrift fern- und ans Leben hält.

Oder aber, wenn er Schriften und Bücher ihrerseits als etwas begreift, das in seiner Gegenwart und als Ausdruck dieser Gegenwart *erscheint* – so ließe sich womöglich die ubiquitäre Referenz von Texten des Sturm und Drang auf Texte der unmittelbaren Gegenwart begreifen. Es ist jedenfalls ein in dieser Intensität literaturgeschichtlich neues Phänomen um 1770, dass Gegenwartsliteratur in den Texten der Zeit selbst häufig zitiert – und somit die eigene Gegenwart auch im Spiegel ihrer neu erschienenen Texte reflektiert wird.<sup>70</sup> Nicht nur lässt Goethe seinen ins Jahr 1772 datierten *Werther* die im gleichen Jahr, und also nur zwei Jahre vor seinem eigenen Text erschienene *Emilia Galotti* aufschlagen, auch die Studenten in Lenz' *Hofmeister* besuchen eine Vorstellung von *Minna von Barnhelm*. Lenz ist geradezu ein Meister dieser Technik der Sichtbarmachung von Gegenwartskomplexität durch Bezugnahme auf gleichzeitige Texte. Nicht nur folgt er mit seinen Texten der visuellen Poetik des Standpunktnehmens, wie er sie als eine spezifisch christliche Spiegelungstechnik der unmittelbaren Gegenwart in den *Anmerkungen übers Theater* beschrieben hat – ich erinnere hier nur schlagwortartig an den Satz »Er [der Dichter] nimmt Standpunkt – und dann *muß er so verbinden*«,<sup>71</sup> sondern er lässt auf seinem Theater auch buchstäblich den synchronen Zusammenhang dessen, was in seiner Gegenwart gleichzeitig passiert, erscheinen – und zwar als einen Zusammenhang, der das Theater als Medium des Erscheinens, als Bühne der Gegenwart und der Vergewärtigung selbst reflektiert.

### III. Gegenwart zeigen (Lenz)

Das möchte ich abschließend kurz anhand des Dramenfragments *Der tugendhafte Taugenichts* zeigen. Das Stück steht theaterästhetisch erkennbar in der Tradition von Diderots Tableaustheater, geht aber zugleich weit darüber hinaus: Während Diderot seine Theaterreform und die Präsentation von Tableaus auf der Bühne als Darstellung von Beziehungen und Relationen begründet, die

70 Vgl. hierzu Stefan Geyer: Aktualität im Vollzug – Formen der Intertextualität bei Lessing und Goethe, in: Stefan Geyer, Johannes F. Lehmann (Hrsg.): Aktualität. Zur Geschichte literarischer Gegenwartsbezüge vom 17. bis zum 21. Jahrhundert, Hannover 2018, 219–240.

71 Lenz, *Anmerkungen* (Anm. 66), 648.

ihrerseits eine sich permanent wandelnde Sozialwelt sozusagen dokumentarisch zur Darstellung bringen soll (»täglich entstehen neue Stände«), er dies aber zugleich im Wesentlichen auf Familienrollen beschränkt hatte, so weitet Lenz im *Tugendhaften Taugenichts* die Tableaus auf die Darstellung nachgerade globaler Synchronizitäten seiner Gegenwart aus.

Kurz zum Inhalt des Stücks. In Anlehnung an Schubarts Erzählung *Zur Geschichte des menschlichen Herzens*, die später auch Schiller seinem Erstlingsdrama *Die Räuber* zugrunde legt, geht es um zwei ungleiche, adlige Brüder und ihr Verhältnis zu ihrem Vater. Das Stück beginnt mit einer Szene, in der der Vater seinen Söhnen Unterricht in Mathematik erteilt, wobei der jüngere, Just, alles gut begreift, der ältere, David, aber nichts. Der in seiner Ehre durch die Unfähigkeit des Sohnes gekränkte Vater droht David an, ihn des väterlichen Hauses zu verweisen und seinen Namen in Zukunft nicht mehr führen zu dürfen. David begreift zwar Mathematik nicht, arbeitet aber heimlich an militärischen Fortifikationsplänen, sodass nicht ganz klar ist, wie dumm er tatsächlich ist; jedenfalls versteckt er diese Arbeit vor seinem Vater, da der vom Militär nichts hält und den Söhnen bereits den Gedanken an den Soldatenstand bei Strafe der Enterbung verboten hat. Er hält allerdings sehr viel von Tänzerinnen und Sängerinnen, hält sie in einem eigenen Serail, beschläft sie alle selbst (das wird im zweiten Entwurf noch deutlicher), und ist im Hinblick auf sexuelle Ausschweifung seiner Söhne, sofern sie nicht in seinem Serail wildern, sehr nachsichtig – ständig wähnt er sie nächtens in den Armen irgendeiner Dorfschönheit. Da David nun aber ernsthaft in eine dieser Sängerinnen verliebt ist, er aber keine Aussicht auf Gegenliebe und die von ihm gewünschte Ehe hat, tauscht er mit dem Diener Johann die Kleidung und lässt sich von preußischen Werbern als einfacher Soldat anwerben – um zu sterben oder um sich durch militärische Leistungen doch noch seines Vaters würdig zu erweisen.

Der Text ist in zweifacher Hinsicht theater- und literaturgeschichtlich singular – zunächst, weil er in der nun folgenden Szene den Krieg, die Schlacht bei Kolin 1757, in körperlicher Präsenz auf die Bühne bringt: Es wird geschossen, es wird gefallen, es wird wieder aufgestanden und wieder gesunken, es wird geschrien, geröchelt und gestorben, es wird desertiert –<sup>72</sup> und es werden, als die Schlacht vorbei ist, die Toten geplündert und beraubt. Die Bühne zeigt hier –

72 Vgl. hierzu: Johannes F. Lehmann: Den Krieg im Rücken – Deserteure im Theater des 18. Jahrhunderts (und bei J. M. R. Lenz), in: Michael Auer, Claude Haas (Hrsg.): Kriegstheater. Darstellungen von Krieg, Kampf und Schlacht in Drama und Theater seit der Antike, Stuttgart 2018, 173–188.

auch über die unmittelbare Kriegsszene hinaus – ein körperlich-reales Tableau parasitärer Beziehungen; die Werber parasitieren von den angeworbenen Soldaten, der Deserteur von denen, die hier sterben, und die Bauern von den Toten, die sie ausplündern.

Dass gesellschaftliche Verhältnisse in ihrem synchronistisch zu denkenden Zusammenhang parasitäre Verhältnisse sind und als solche auch eine globale Gegenwart bilden, zeigt dann die nächste und letzte Szene des Fragments anhand des Vaters, der jetzt derart um seinen entlaufenen Sohn trauert, dass er nicht einmal mehr Schokolade trinken will, um »des Schweißes der Wilden willen, der drauf liegt.« Zu seinem Bedienten sagt er:

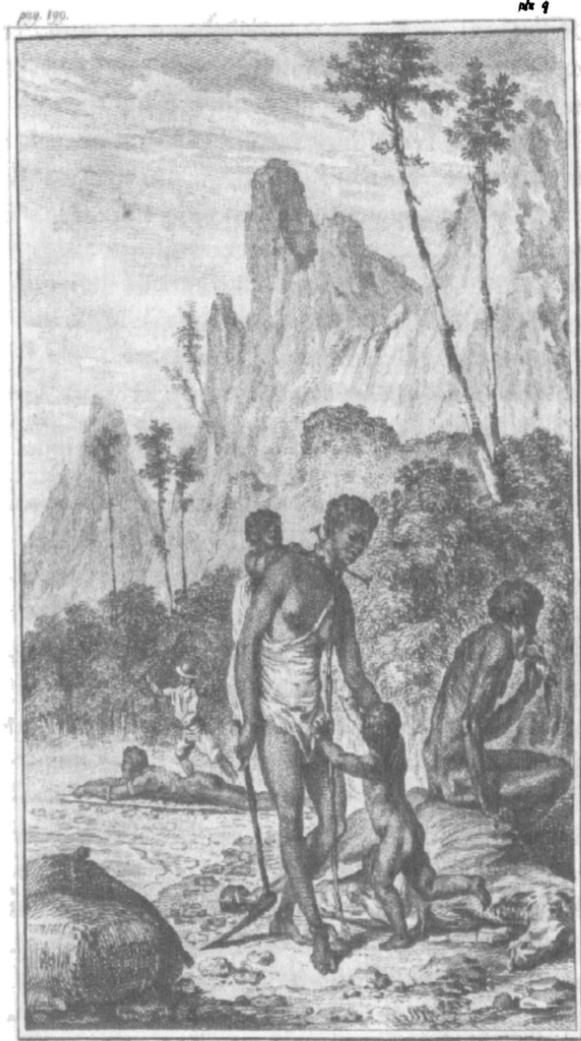
»Leybold:[...] Sieh dieses Kupfer, es ist aus der *Voyage de l'Isle-de-France* – seht ihr Kanäillen wenn ihr euch über unsere Launen beschwert, seht diese Neger an, hat unser Herr Christus mehr leiden können als sie, und das, damit wir unsern Gaumen kützeln – Ihr sollt mir sein Lebrag keine Schokolade mehr machen, auch kein Gewürz mehr auf die Speisen tun, sagt dem Koch [...] Wer bin ich, daß andere Leute um meinerwillen Blut schwitzen sollen. Sie dürften mir ja nur auf den Kopf schlagen, so wäre mein Gold ihre – [...]«<sup>73</sup>

Das hier im Text zitierte Buch *Voyage a l'Isle de France* von Jacques-Henri Bernadine de Saint-Pierre ist für Lenz unmittelbare Gegenwartsliteratur, es ist 1773 erschienen, d.h. nur zwei, höchstens drei Jahre vor Abfassung des Stücks. 1774 erschien eine deutsche Übersetzung. Das Kupferbild, das die Figur des Vaters hier anspricht, sieht folgendermaßen aus und enthält die Bildunterschrift: »Ce qui sert à vos plaisirs est mouillé de nos larmes.«<sup>74</sup>

Lenz bringt mit dem Zitat des Buches somit ein Bild auf die Bühne, das das Geschehen in Preußen und das Trinken von Schokolade mit den kolonialen Verhältnissen in Mauritius in eine Relation der sichtbaren Gleichzeitigkeit versetzt, indem er das Medium, das diese Verhältnisse zwischen Kriegen in Europa und kolonialer Ausbeutung in Afrika und anderswo sichtbar macht, seinerseits auf

73 Jakob Michael Reinhold Lenz: Der tugendhafte Taugenichts, in: ders., Werke und Briefe in drei Bänden, hrsg. von Sigrid Damm, Frankfurt a.M./Leipzig 1992, Bd. 1, 499–526, hier: 518f.

74 Jacques-Henri Bernadin de Saint-Pierre: *Voyage a l'Isle de France, a l'Isle de Bourbon, au cap de Bonne-Espérance, &c. Avec des Observations nouvelles sur la nature et sur les Hommes, par un officier du Roi.* 2 Bde., Amsterdam/Paris 1773, Bd. 1, unpag. [198/199]. Es handelt sich, abgesehen vom Titelpuffer, um den einzigen Kupferstich im ersten Band. Im zweiten Band gibt es einen weiteren Kupferstich, der aber nicht gemeint sein kann, da hier die Sklaverei unter erträglichen Bedingungen idyllisiert erscheint. Siehe zum Kontext Robin Howells: Bernardin de Saint-Pierre's Founding Work: The *Voyage a L'île de France*, in: *Modern Language Review* 107 (2012), 756–771.



Ce qui sert à vos plaisirs est mouillé de nos larmes.

SOCIÉTÉ  
D'ÉCONOMIE

«Ce qui sert à vos plaisirs est mouillé de nos larmes.» Bernardin de Saint-Pierre, Jacques-Henri: Voyage à l'Isle de France, à l' de Bourbon au cap de bonne-espérance, etc. Avec des Observations nouvelles sur la nature les Hommes, par un officier du Roi. Tome Premier, Paris 1773, S. 199.

der Bühne als Buch und Bild, als mögliches Wissen seiner Gegenwart, erscheinen lässt. Der Text Bernardins ist als die narrativ entfaltete *Subscriptio* des Bildes angelegt, zum Beispiel wird die Szene rechts im Mittelgrund als Elemente einer Geschichte beschrieben: »Man jagt sie manchmal wenn sie alt geworden fort, und sie mögen zusehn, wie sie ihr Leben fristen. Ich sahe einst einen, der nichts als Haut und Knochen war, Fleisch von einem todten Pferde reißen, um es zu essen. Es war ein Gerippe, das an einem andern nagte!«<sup>75</sup>

Während der Vater in seiner subjektiven und selbstgerechten Perspektive hier einen durch dieses (erzählte) Bild induzierten emotionalen Anfall von schlechtem Gewissen bekommt, der im nächsten Moment schon wieder anderen Emotionen weicht, ist das Bild der Sklaverei und der Zusammenhang von Schokolade, Gaumenkitzel und Gold in Preußen und Blut schwitzen in den Kolonien doch hier in einer an Büchners Hessischen Landboten erinnernden Weise zur sichtbaren Erscheinung gebracht. Mit dem Buch, das Lenz hier auf der Bühne erscheinen lässt, ruft er zugleich implizit den Kontext der anderen beiden großen Weltreisen auf, die gleichzeitig stattfanden, die Reise Bougainvilles und die Cooks, wählt aber mit Bernardins *Voyage* den Bericht, der seiner eigenen subjektiven, christlichen Gegenwarts-poetologie folgt: Wo Lenz' Standpunktnehmen darauf zielt, sich in die Gesichtspunkte der Geringsten zu stellen,<sup>76</sup> fokussiert Bernardin in Form von aus dem jeweiligen Gegenwarts-moment geschriebenen Briefen seinerseits die Lebensrealität und die Perspektive der Ausgebeuteten, der bretonischen Fischer, der Matrosen, vor allem aber der schwarzen Sklaven. Offen kritisiert er, dass alle sich von dieser Tatsache abwenden, »als gehöre jene Schandthat nicht zu unserm Zeitalter, an der halb Europa Antheil nimmt.« Lenz greift exakt dies auf, indem er das Buch Bernardins und

75 [Jacques-Henri Bernardin de Saint-Pierre]: Reise eines königlichen französischen Officiers nach den Insuln Frankreich und Bourbon, dem Vorgebürge der guten Hoffnung, u.s.w. Nebst neuen Bemerkungen über die Naturhistorie und die Menschen. Aus dem Französischen übersetzt und mit einigen Anmerkungen versehen, Altenburg 1774, 147.

76 »Ach das große Geheimnis, sich in viele Gesichtspunkte zu stellen und jeden Menschen mit seinen eigenen Augen ansehen zu können!« Lenz im Juli 1775 an Sophie von Laroche, in: ders., Werke und Briefe in drei Bänden, hrsg. von Sigrid Damm, Frankfurt a.M./Leipzig 1992, Bd. 3, 325. Dass dieser Blick und dieser Standpunkt, sich in den Geringsten hineinzuversetzen der Standpunkt Christi ist, sagt Lenz in seinem moral-theologischen Traktat *Über die Natur unseres Geistes*: Christus »hatte sich in einen Standpunkt gestellt das Elend einer ganzen Welt auf sich zu konzentrieren und durchzuschauen. Aber das konnte auch nur ein Gott. – « Jakob Michael Reinhold Lenz: *Über die Natur unseres Geistes*, in: ders.: Werke und Briefe in drei Bänden, hrsg. von Sigrid Damm, Frankfurt a.M./Leipzig 1992, Bd. 2, 619–624, hier: 622.

dessen genaue Beschreibung der Realität der Sklaven, die zugleich eine genaue Explikation des im Buch abgebildeten Kupferstichs ist, auf die Bühne holt. Damit geht es zugleich um die Frage, auf welcher Seite das Theater als Medium der Vergegenwärtigung der Gegenwart selbst steht, ein Punkt, der in Bernadins Text selbst thematisiert wird:

Jene schöne Rosen und Feuerfarben, worinn sich unsere Damen kleiden, die Baumwolle womit sie ihre Röcke durchnähen, der Zucker, der Kaffee, die Schokolade die sie frühstücken, das Roth womit sie ihre Weiße erhöhen, ward durch die Hände der unglücklichen Schwarzen für sie zubereitet. Empfindsame Schönen, ihr weinet in den Trauerspielen, und was zu euren Freuden dient, ist mit Thränen benetzt, und mit Menschenblut gefärbt.<sup>77</sup>

Was also kann man mit dem Theater machen, wenn es für Tränen sorgt, die vergnügen, während die Kleider, auf die die Vergnügungstränen fallen, von ganz anderen Tränen sozusagen getränkt sind («mouillé»)? Lenz stellt mit dem Zitat des Kupferbildes und dem Auf-die Bühne-bringen dieses Textes und dieser Reflexion auf das Trauerspiel das Theater selbst radikal in Frage. Er transformiert es in seinem eigenen Theatertext in ein Medium der Sichtbarmachung komplexer Gegenwartssynchronität. Dass Lenz damit zugleich in einen (noch heute laufenden) Kampf um die öffentliche Sichtbarmachung der Bilder und des Wissens dieser unsichtbaren Gegenwart eintritt, erkennt man nicht zuletzt daran, dass das zitierte Buch von Bernardin in der damaligen Öffentlichkeit eher randständig war. Es konnte aufgrund seiner radikal kritischen Perspektive auf die Sklaverei in Frankreich nur ohne königliches Druckprivileg erscheinen, während Lenz' Text selbst damals gänzlich ungedruckt blieb. Er blieb als Medium der Sichtbarmachung der damaligen Gegenwart in dieser Gegenwart unsichtbar.

77 Dieses und das vorige Zitat: Bernardin, *Reise* (Anm. 75), 155.

Gegenwart / Literatur  
Geschichte, Theorie und Praxeologie eines Verhältnisses  
Band 1

**G E G E N W A R T**  
—————/—————  
**L I T E R A T U R**

Johannes F. Lehmann / Kerstin Stüssel (Hrsg.)

# Gegenwart denken

Diskurse, Medien, Praktiken

Wehrhahn Verlag

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung der  
Deutschen Forschungsgemeinschaft  
Graduiertenkolleg 2291



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im  
Internet über <https://portal.dnb.de> abrufbar.

1. Auflage 2020

Wehrhahn Verlag

[www.wehrhahn-verlag.de](http://www.wehrhahn-verlag.de)

Layout: Wehrhahn Verlag

Umschlaggestaltung: Frauke Schneider, Köln

Druck und Bindung: Sowa, Piaseczno

Alle Rechte vorbehalten

Printed in Europe

© by Wehrhahn Verlag, Hannover

ISBN 978-3-86525-784-0